

Uwe Meixner · Albert Newen (eds.)

Logical Analysis and History of Philosophy

Philosophiegeschichte und logische Analyse


Focus:
History of Epistemology
Schwerpunkt:
Geschichte der Erkenntnistheorie

mentis

Paderborn

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte
bibliographische Daten sind im Internet über
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier  ISO 9706

© 2005 mentis, Paderborn
(mentis Verlag GmbH, Schulze-Delitzsch-Straße 19, D-33100 Paderborn)
www.mentis.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zulässigen Fällen ist ohne vorherige Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Printed in Germany
Umschlaggestaltung: Anna Braungart, Regensburg
Satz: Rhema – Tim Doherty, Münster [ChH] (www.rhema-verlag.de)
Druck: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten
ISBN 3-89785-157-1
ISSN 1617-3473

an individual experiences an emotion as correct or incorrect. This allows Peacocke to argue that emotions legitimately entitle us to make moral judgements (p.260). This process of entailment runs analogous to, for instance, our acceptance of a logical proposition by providing a proof for it. In the moral case then, our emotions function as a proof for a moral belief, in the same sense as a “thinker would not have had the belief in the [logical] proposition without perception of a proof” (p.265).

In sum, Peacocke’s book represents an impressive defence of a modern rationalism which defines when a thinker is entitled to form a belief irrespective of its content. Peacocke systematically combines theories of rationality, truth and content to an account of entitlement. Indeed, the most valuable aspect of this book is its systematic approach. In particular, Peacocke’s skilful employment of the three principles of rationalism and the manner in which he demonstrates how these principles are connected will be enjoyed by anyone interested in a modern defence of rationalism. However, though in his theory Peacocke propagates the special value of complexity reducing explanations, the manner in which he presents parts of his material does not precisely reflect this maxim. Although this will be an obstacle for readers who are new to the field, anyone willing to go deeply into a philosophical discussion will be rewarded by an extremely wide-ranging analysis.

Julian Fink, Corpus Christi College, Oxford

Marcus Willaschek: *Der mentale Zugang zur Welt*. Frankfurt am Main: Vittorio Klostermann 2003, ISBN 3-465-03247-0; EUR 24,00 (Broschiert); 321 Seiten

Ohne Frage bezieht die Realismusdebatte ihre gesamte Nahrung aus der Verhältnisbestimmung von Ontologie und Epistemologie. Marcus Willaschek (= W.) liegt mit seiner These daher ganz richtig, „daß das Problematische am Realismus nicht der Status der Wirklichkeit, sondern unser Zugang zu ihr ist“ (S.94, vgl. a. S.160). Nimmt man die semantische Wende des letzten Jahrhunderts als eine Radikalisierung der erkenntnistheoretischen Wende in der Philosophie, dann erklärt sich die dominante semantische Spielart dieser Verhältnisbestimmung. Wenn wir keinen außersprachlichen Zugang zur Wirklichkeit haben sollen, unsere Begriffe zudem ein kulturelles Produkt sind, und die Pluralität der Begriffssysteme ferner nicht auf ein einziges reduzierbar ist, dann erscheint angesichts sich widersprechender Begriffssysteme der Schluss zwingend, dass die Rede von einer sprachunabhängigen Wirklichkeit ihre Berechtigung verloren hat. Wer könnte sie erkennen? Wie könnten wir Wissen über die Welt erlangen? Wie ließe sich feststellen, dass die Begriffe meiner Sprachgemeinschaft die Wirklichkeit so beschreiben wie sie ist, und nicht die einer anderen, zu denen unsere eventuell in Spannung stehen? So hat Hilary Putnam mit seinem Argument von der Begriffsrelativität dafür argumentiert, dass unsere Überzeugungen über die Welt erst durch den epistemischen Umfang unserer Begriffe hinreichend determiniert werden und folglich sogar die Kardinalität der Menge von Entitäten, die unter eine Beschreibung fallen, relativ zu anderen Beschreibungen variieren kann, ohne dass (a) entscheidbar wäre, ob eine der Beschreibungen falsch ist, oder dass (b) die Möglichkeit bestünde, die betreffenden Beschreibungen in einer übergeordneten Beschreibung zu versöhnen. Der sich anbahnenden Schlussfolgerung, die Wirklichkeit sei irgendwie nicht ganz so denkunabhängig, wie man das bislang immer meinte, steht heftiger Protest entgegen. Einer der prominentesten Protestierenden ist Thomas Nagel, der sich strikt gegen eine Verquickung von Ontologie und Epistemologie stellt. Seine Argumentation zu Gunsten der Denkunabhängigkeit der Welt mutet aber nicht nur wie eine Heraufbeschwörung an, sondern hinterlässt auch deswegen ein ungutes Gefühl, weil sie direkt in den Skeptizismus mündet. Irgendwie hilft auch Nagels radikale Trennung von Ontologie und Epistemologie nicht, um die Welt wiederzuer-

langen, die wir zu verlieren drohen. Er strapaziert die Denkunabhängigkeit der Wirklichkeit dermaßen, dass gar nicht mehr klar ist, wie wir überhaupt Wissen von der Wirklichkeit haben können. Nagels und Putnams Überlegungen sind derart abstrakt, dass es scheint die akademische Philosophie habe ihren Anschluss an den *Common Sense* verloren. Dieser Auffassung ist der gerade zum Professor für Philosophie nach Frankfurt berufene W.

Seine Habilitationsschrift konzentriert sich auf die Auswirkungen jener Realismusdebatte, wie sie in der analytischen Philosophie geführt wird. Dabei verengt sich sein Blick auf den Bereich der Alltagsgegenstände, auch wenn seine Überlegungen durchaus Relevanz für den wissenschaftlichen Realismus haben sollen (vgl. S. 81–88 (Exkurs 2)). Es sei doch in Übereinstimmung mit dem Alltagsverstand anzunehmen, dass Regentropfen, Tische, Einkaufswagen u.ä. *denkunabhängig existieren*. Aber nicht nur das. Diesen Entitäten sollen zudem einige ihrer *Eigenschaften* denkunabhängig zukommen und auch einige *Tatsachen* denkunabhängigerweise auf sie zutreffen. Die Denkunabhängigkeit ließe sich ferner in *kausaler* Hinsicht so bestimmen, dass eine Unabhängigkeit von allem menschlichen Denken besteht. In *begrifflicher* Hinsicht bestehe sogar eine Unabhängigkeit von allem Denken überhaupt. Dies sei eine Form von Realismus, auf die uns unser Alltagsverstand festlegt (vgl. S. 46), und der von W. als AR zur Diskussion gestellt wird.

Eine Vermengung mit epistemologischen Fragen lehnt W. genauso wie Nagel strikt ab. AR ist rein ontologischer Natur. Gegen eine Berücksichtigung der epistemologischen Implikationen des Alltagsverstandes zur Formulierung des Alltagsrealismus spreche zweierlei: *Erstens* seien die ontologischen und die epistemologischen Implikationen gegenläufig und *zweitens* könnten dann erkenntnistheoretische Skeptiker nicht mehr als Realisten angesehen werden (vgl. S. 47). Erwartungsgemäß lehnt W. auch die semantischen Realismusformulierungen ab, weil sie nicht den springenden Punkt des Alltagsrealismus trafen (vgl. S. 50–60).

Das entpflichtet aber W. angesichts der nach wie vor akuten skeptizistischen Anfrage nicht davon zu erklären, wie unser Denken und Sprechen einen Inhalt haben und sich auf die Wirklichkeit beziehen kann. Die mit AR bezeichnete Position, die W. in den ersten beiden Kapiteln seines Buches entwickelt, ist nämlich zunächst einmal nicht mehr und nicht weniger als die Extraktion der im Alltagsrealismus nur implizit vorhandenen philosophischen Thesen (vgl. S. 72). Die bloße Extraktion berechtige uns durchaus dazu, den mit AR formulierten Realismus als eine selbstverständliche Wahrheit über unsere kognitive Situation zu betrachten (vgl. S. 161). Es seien nicht großartige neue Theorien notwendig, um auf die erkenntnistheoretische und semantische Herausforderung zu reagieren, sondern nur eine *Zurückweisung des Skeptizismus* und eine auf dieser Zurückweisung aufbauende *Neubeschreibung des mentalen Zugangs zur Welt*.

Der *Skeptizismus* – dem zu Folge unsere Überzeugungen, selbst wenn sie wahr sein sollten, niemals in für Wissen ausreichendem Maße gerechtfertigt sind (vgl. S. 99) – führt uns nach W. an die Wurzeln der gegenwärtigen Realismusdebatte, denen er detailliert mit Kapitel drei nachstellt. Die Realität habe nicht etwa deswegen ein Problem der akademischen Philosophie werden können, weil die Philosophie prinzipiell alle *Trivialitäten* in Frage stellt. Dann wäre nämlich unerklärlich, warum sich keine Debatte um die These von der temporalen Asymmetrie der Kausalität entsponnen hat, die ja genauso trivial ist, wie die Denkunabhängigkeit der Wirklichkeit. Die Realismusdebatte liege auch nicht in dem *erkenntnistheoretischen Skeptizismus* begründet. Dieser sei *erstens* zu unspezifisch, um erklären zu können, warum gerade die Denkunabhängigkeit zu einem Problem geworden ist. *Zweitens* setze der erkenntnistheoretische Skeptizismus sogar eine bestimmte Form des Realismus voraus. Der „neuzeitliche Königsweg zur Problematisierung des Realismus“ (S. 118) sei der Skeptizismus, der im Ausgang von der ontologischen Differenzierung einer Innen- und Außenwelt die Möglichkeit des eliminativen Antirealismus eröffnet und gepaart mit einem Internalismus in Bezug auf mentale Zustände unabwendbar auf den Repräsentationalismus zusteuert.

Aber neben dem Skeptizismus ist es nach W. auch der Relativismus und der Verifikationismus, infolge dessen sich eine Problematisierung der Denkunabhängigkeit der Wirklichkeit hat einstellen können. Der neuzeitliche Königsweg sei aber ohne Frage der Skeptizismus. Dabei operiere er unter Anwendung von drei Prinzipien, um den Übergang von den skeptischen Möglichkeiten zum Skeptizismus zu ermöglichen: 1. Das Prinzip des ausgeschlossenen Zweifels (PAZ); 2. Das Prinzip der Gleichsetzung von Wissen mit Gewissheit; 3. Das Prinzip der epistemischen Geschlossenheit (PEG). W. konzentriert sich bei seiner Kritik am Skeptizismus auf das erste Prinzip, weil der Wissensbegriff von Prinzip zwei ohnehin zu stark und folglich unplausibel, zudem das dritte Prinzip einfach viel zu schwach sei, um den skeptischen Zweifel begründen zu können. Gegen PAZ führt W. drei Argumente ins Feld: *Erstens* orientiere sich die alltägliche epistemische Praxis nicht an PAZ, sondern an einem schwächeren Wissensbegriff. *Zweitens* ließe sich mittels einer bestimmten Version des Kontextualismus zeigen, dass wir in der alltäglichen epistemischen Praxis auch nicht an PAZ orientiert sein sollten. Nach den gängigen Standards sei es gar nicht erforderlich, alle denkbaren, sondern nur die relevanten Irrtumsmöglichkeiten auszuschließen, um berechtigterweise von Wissen zu sprechen. *Drittens* führe der Skeptizismus in ein Dilemma: Er behaupte einerseits, dass der eigentliche Wissensbegriff, auf den sich seine skeptischen Einwände beziehen, ein anderer als der alltägliche Wissensbegriff ist. *Andererseits* müsse er aber zeigen, dass wir den Wissensbegriff im Alltag stets falsch verwenden, weil der skeptische Einwand sonst gar nicht die alltägliche epistemische Praxis trifft. Seine Einwände bezögen sich auf einen anderen denn den alltäglichen Wissensbegriff. W. sieht aber keinen Weg, wie der Skeptiker dies einlösen will, haben wir doch keinen anderen Maßstab als den der alltäglichen epistemischen Praxis, um zu entscheiden, was wir normalerweise unter Wissen verstehen.

Hier zeigt sich an prominenter Stelle in W.s. Argumentation, wie er das Verhältnis von Philosophie und Common Sense in Beziehung gesetzt haben möchte: Aufgrund der Tatsache, dass wir „bei der Verwendung unserer Begriffe in alltäglichen Urteilen soviel sicherer sind als in ihrer philosophischen Analyse, ist Misstrauen angebracht, wenn die Ergebnisse der philosophischen Analyse sich gegen die alltäglichen Urteile wenden“ (S. 292). Um dabei der Gefahr einer plumpen Affirmation des Common Sense zu entgehen, schlägt W. eine Methode vor, die sich einer philosophisch verfahrenen Debatte nicht nur diagnostisch, sondern auch konstruktiv nähert. Diese Methode verfähre diagnostisch, sofern sie mit dem Skeptizismus eine Herausforderung detektiert, die nicht schwer genug wiegt, um einen so fundamentalen Zug unseres alltäglichen Weltbildes ernsthaft in Frage stellen zu können. Sie verbleibe aber nicht in dieser theoretischen Diagnose im Sinne von Michael Williams, sondern befördere eine Beteiligung an der Debatte, indem sie konstruktiv für eine Option in der Debatte optiert. Im Fall der Realismusdebatte bestehe dieser konstruktive Beitrag in dem Plädoyer für die Denkunabhängigkeit der Wirklichkeit in Raum und Zeit. Der erste Schritt auf diesem Weg ist W.s. Zurückweisung des Skeptizismus mit dem vierten Kapitel. Der konstruktivere Teil besteht darin, unseren mentalen Zugang zur Welt neu zu beschreiben. Das geschieht mit Kapitel fünf.

Diese *Neubeschreibung des mentalen Zugangs zur Welt* sieht dann so aus: Der Inhalt einer Überzeugung sei keine Tatsache in der Welt. Er sei das Ergebnis einer Zusammenfassung zweier unterschiedlicher Relationen. Der Inhalt einer Überzeugung sei folglich ein Objekt zweiter Ordnung. Dieses Objekt ergebe sich aus der Zusammenfassung zweier ganz unterschiedlicher Relationen zwischen Überzeugungssubjekt und Wirklichkeit, nämlich der des *Wahrglaubens* und der des *Falschglaubens*. Wir haben es hier mit der für die Wahrheit unserer Überzeugungsinhalte relevanten Beziehung zwischen epistemischem und sprachlichem Subjekt einerseits und der gemäß AR denkunabhängigen Wirklichkeit andererseits zu tun. Und diese beiden Relationen seien unmittelbar, weil der propositionale Gehalt nicht als

wahrheitsneutral anzusehen ist, sondern sich disjunktiv in Folge des Bezugs zur Wirklichkeit in Form der Relation des Wahrglaubens und Falschglaubens als Objekt zweiter Ordnung einstellt. Der Inhalt unserer Überzeugungen hängt folglich von dem ab, wie die Welt ist, und nicht davon, wie wir meinen, dass sie sei. Wahre und falsche Überzeugungen beziehen sich unmittelbar auf die Welt – aber auf unterschiedliche Weise. Sie können denselben propositionalen Gehalt haben, aber nicht dieselbe Weise, sich auf die Welt zu beziehen. Der Weltbezug einer Überzeugung besteht also darin, „aufgrund einer bestimmten Tatsache wahr oder falsch zu sein, und ihr propositionaler Gehalt über eine Disjunktion zweier solcher möglicher Weltbezüge erklärt wird“ (S. 235). Wenn die Tatsache, dass p , besteht, dann sei p deswegen Wahrmacher oder Falschmacher einer Überzeugung \ddot{U} , weil p logisch hinreichend für die Wahrheit bzw. Falschheit von \ddot{U} ist. Zudem müsse p auch notwendig für die Wahrheit von \ddot{U} sein.

Ist damit aber nun auch das drängende Problem, mit dem sich Nagel konfrontiert sieht, gelöst? Was hat der objektive Weltbezug unserer Überzeugungen mit unserer epistemischen Praxis der Rechtfertigung unserer Überzeugungen zu tun? Die Relation der Rechtfertigung ist ja eine Beziehungen zwischen Überzeugungen, die der Wahrheit eine zwischen Überzeugungen und der denkunabhängigen Welt. Welcher Weg führt nun von dem Bezug, der zwischen den Überzeugungen einerseits und der Wirklichkeit andererseits besteht, zu einer Beziehung zwischen den Überzeugungen, die die Praxis der Rechtfertigung ausmacht. W.s Antwort auf dieses zentrale Problem ist folgende: „Unsere Überzeugungen beziehen sich dadurch auf die Wirklichkeit, dass ihre epistemische Richtigkeit davon abhängt, wie es sich in Wirklichkeit verhält“ (S. 251). Dies ist ein origineller Versuch, den Graben zwischen Wahrheit und Rechtfertigung zu schließen und sich damit gegen einen Typ von Einwand zu schützen, der in dem modell-theoretischen Argument von Putnam seinen wohl kontroversesten Ausdruck gefunden hat. Als Rechtfertiger einer zu rechtfertigenden Überzeugung kommt nur eine andere Überzeugung in Frage. Dann ergibt sich aber das Problem, wie wir dafür argumentieren sollen, dass es so in der Welt auch zugeht, wie wir gemäß unseren Überzeugungen glauben, dass es in der Welt zugeht.

Um dafür zu argumentieren, dass sich die Überzeugungen dadurch auf die Wirklichkeit beziehen, dass ihre epistemische Richtigkeit davon abhängt, wie es sich in Wirklichkeit verhält, bringt W. die *Wahrnehmungsbeziehung* zwischen epistemischem Subjekt einerseits und der wahrnehmbaren, denkunabhängigen Wirklichkeit andererseits ins Spiel: Aufgrund der kausalen Abhängigkeit der Wahrnehmungsinhalte von dem, was der Fall ist, leistet es die Wahrnehmung, dass die gerechtfertigten Überzeugungen wahr sind, man also nur dann glaubt, dass p , wenn p wirklich der Fall ist (vgl. S. 282). Dieser Wahrnehmungsbezug könne aber nicht rein kausal sein, weil dann wieder unklar bleibt, wie die Überzeugung, die kausal induziert ist, jene epistemische Qualität erhält, die sie als Element einer Rechtfertigungsbeziehung qualifiziert: „Wenn Wahrnehmungen Überzeugungen rechtfertigen sollen, müssen sie begrifflich strukturiert sein. Zugleich sollen ihre Inhalte aber kausal so von der Wirklichkeit abhängen, daß man normalerweise nur dann wahrnimmt, daß p , wenn es wirklich der Fall ist, daß p “ (S. 275). In Anlehnung an Kant schlägt W. deswegen vor, unter Wahrnehmung begrifflich artikuliert phänomenale Erfahrungen zu verstehen. So soll klar geworden sein, dass man sich unter Überzeugungen nichts anderes als Züge in einer normengeleiteten Praxis vorzustellen hat, die an den Standards der Wahrheit und der Rechtfertigung ausgerichtet ist.

In dieser Neubeschreibung unseres mentalen Zugangs zur Welt trägt offensichtlich die Wahrnehmungsbeziehung die ausschlaggebende Argumentationslast. Die Zurückweisung des Skeptizismus, die Elaborierung einer disjunktiven Konzeption des Weltbezugs und die Einbettung dieser Konzeption in ein im weitesten Sinne pragmatisches Verständnis davon, was es heißt, eine Überzeugung zu haben, reicht hin, um zu erklären, wieso das, was uns

als Rechtfertigung einer Überzeugung dient, auch mit dem zu tun hat, was wirklich der Fall und damit die Wahrheit ist.

Die Wahrnehmung sei *zwitterhaft* – weder bloß kausal noch bloß begrifflich zu erklären. W. argumentiert dafür, dass zumindest bei Erwachsenen in der Wahrnehmung immer Begriffe involviert sind. Begriffe spielen nach W. dabei dieselbe Rolle in Überzeugungen wie Prädikate in Aussagensätzen. Über einen Begriff *F* zu verfügen bedeute, dass man weiß, was Dinge, die *F* sind, als solche miteinander gemeinsam haben. Die drei einschlägigen Argumente, die gegen die These angeführt werden, dass zumindest bei Erwachsenen Begriffe in der Wahrnehmung involviert sind, überzeugen nach W. nicht. Darauf geht er sehr ausführlich ein, weil er diese These unbedingt benötigt, um dafür argumentieren zu können, dass der Wahrheitsbezug unserer Überzeugungen etwas mit unserer Praxis der Rechtfertigung zu tun hat. Es überzeuge nicht, einfach nur auf Kinder und Tiere zu verweisen, um zu Gunsten der These zu argumentieren, dass Wahrnehmung eben nicht begrifflich sei, weil diese Lebewesen doch offensichtlich wahrnehmen können, ohne über Begriffe zu verfügen. Dieses Argument sei zirkulär, steht doch gerade zur Disposition, ob Wahrnehmung zumindest bei Erwachsenen begrifflich ist. Auch der Verweis auf eine vermeintliche Nichtpropositionalität mancher Wahrnehmung überzeuge nicht. Hier werde der Unterschied zwischen der Zuschreibung eines Wahrnehmungsinhalts und dem Wahrnehmungsinhalt selbst übersehen. Schließlich helfe auch der Rekurs auf die Feinkörnigkeit der Wahrnehmung, die prinzipiell nicht von allgemeinen Begriffen eingefangen werden könnte, nicht weiter. Mit diesem Argument lasse sich nur dafür argumentieren, dass die Wahrnehmung sich nicht in ihrer Begrifflichkeit erschöpft. Genau dafür möchte W. ja auch argumentieren: Wahrnehmung hat es mit der denkunabhängigen Wirklichkeit zu tun, vermag aber eine Rolle in unserer epistemischen Praxis der Rechtfertigung zu spielen, weil sie eben nicht nur kausal von dieser denkunabhängigen Wirklichkeit abhängt, sondern auch begrifflich ist. Dass die Wahrnehmung aber von der denkunabhängigen Wirklichkeit kausal abhängt, sei eine begriffliche Wahrheit. Man nehme nur dann wahr, dass *p*, wenn es wirklich der Fall ist, dass *p*. Eine bestimmte perzeptuelle Erfahrung vermag nur aufzutreten, wenn es wirklich der Fall ist, dass *p*. Perzeptuelle Erfahrung sei wesentlich *passiv*. Sie geschieht ohne unsere Kontrolle und lässt eine phänomenale Eigenschaft des wahrgenommenen Gegenstands erfassen, argumentiert W. weiter. Ebenso sei die perzeptuelle Erfahrung bzgl. der Anwendung von Begriffen unserer rationalen Kontrolle entzogen. Im Fall der Wahrnehmung hätten wir es mit einer phänomenalen Begriffsverwendung zu tun, die von der doxastischen Begriffsverwendung im Fall der Überzeugungen zu unterscheiden sei. Die zwitterhaft anmutende Wahrnehmung sei folglich als begrifflich *und* kausal bedingt anzusehen. Bei der Wahrnehmung handele es sich um eine unwillkürliche begriffliche Artikulation des phänomenalen Aspekts der Sinneswahrnehmung. Keiner der beiden Aspekte – weder der Begriffliche noch der Kausale – ließen sich W. zu Folge isolieren. W. argumentiert damit für einen moderaten epistemologischen Fundamentalismus. Sein Fundamentalismus ist moderat, weil er einem Fundament der Überzeugungen das Wort redet, das nicht selbst-evident, irrtumsresistent und jenseits möglichen Zweifels liegt. Es handelt sich um einen Fundamentalismus, weil W. Wahrnehmungsüberzeugungen in ihrer Passivität und damit in ihren bloßen unwillkürlichen Gegebenheit als eine Quelle der Rechtfertigung von Überzeugungen auszeichnet, die selbst nicht durch andere Überzeugungen zu rechtfertigen wäre, um als Rechtfertigungsquelle dienen zu können. Die Anschlussfähigkeit der Wahrnehmungsüberzeugungen ist dabei durch deren unhintergehbaren Propositionalität gewährleistet. Das Vertrauen in diese Rechtfertigungsbasis hat W. dadurch gesichert, dass er den Skeptizismus seiner Schlagkraft beraubt. Wir können unseren Wahrnehmungsüberzeugungen als Rechtfertigungsquelle unserer Überzeugungen vertrauen, obgleich jeglicher Zweifel an der Wahrheit der Wahrnehmungsüberzeugung nicht ausgeschlossen werden kann. Hier kommt der epistemologische

Kontextualismus ins Spiel. Ob eine Wahrnehmungsüberzeugung als epistemischer Rechtfertiger angesehen wird oder nicht, hängt insbesondere auch davon ab, für wen, von wem und zu welchem Zweck eine Überzeugung gerechtfertigt werden soll. So wird eines der wesentlichen Probleme des Fundamentalismus gelöst. Das besteht darin, wie man bei bestimmten Überzeugungen als Basis-Überzeugungen halt machen kann, ohne deswegen in irgendeiner Weise dogmatisch zu sein – also der Rechtfertigungsaufforderung einfach willkürlich nicht weiter nachkommt.

Erblickt man in der anti-skeptizistischen Grundeinstellung und den kontextualistischen Ansätzen pragmatistische Züge, und erachtet man den Anti-Repräsentationalismus als das herausragende Kennzeichen des Pragmatismus, dann liefert W. so gesehen eine klare, konzentrierte und subtile Argumentation zu Gunsten der alltäglichen Auffassung von der Denkunabhängigkeit der Welt in pragmatischer Tradition und fügt sich so in die *Renaissance des Pragmatismus* in der Gegenwartsphilosophie ein.

Zu begrüßen ist dabei seine Offenheit gegenüber dem Theismus, die mit AR insofern zum Tragen kommt, als die kausale Unabhängigkeit der Wirklichkeit vom Bewusstsein auf den Bereich des *menschlichen* Denkens begrenzt wird. So ist es möglich anzunehmen, dass die Welt *kausal* von einem göttlichen Bewusstsein abhängig ist.

Es ist ferner sehr überzeugend, auf das Problem unseres mentalen Zugangs zur Welt mit einer *Neubeschreibung* dieses Zugangs zu antworten, die auf der Einsicht beruht, dass es sich bei den dabei relevanten Begriffen der *Überzeugung*, des *propositionalen Gehalts*, der *Wahrheit*, des *Weltbezugs* und der *Wirklichkeit* um Bestandteile eines holistischen Begriffsclusters handelt (vgl. S. 215).

Ich fürchte aber, dass W. sein ehrgeiziges Ziel nicht erreicht hat, dem drängenden Problem einer angemessenen Verhältnisbestimmung von rechtfertigungsrelevanter Propositionalität einerseits und wahrheitsrelevanter Nichtpropositionalität andererseits mit seiner Neubeschreibung zu begegnen. Mir ist nicht klar geworden, wie W. einerseits behaupten kann, dass es sich bei dem propositionalen Gehalt um ein Objekt *zweiter* Ordnung handeln soll, das sich disjunktiv *in Folge* des Weltbezugs einstellt. Dieser propositionale Gehalt soll aber andererseits auch auf der Ebene des Weltbezugs eine *Vermittlungsleistung* vollbringen, um nämlich die Propositionalität dieses Weltbezugs mit dem Ziel zu sichern, ihn an die epistemische Praxis der Rechtfertigung rückbinden zu können. Auch wenn wir mit guten Gründen in Folge der überzeugenden Zurückweisung des Skeptizismus an der Denkunabhängigkeit der Welt festhalten könnten, wäre mir noch nicht klar, wie sich mit W.s Neubeschreibung des mentalen Zugangs zur Welt AR wahren lassen soll, zumal W. im Anschluss an Kant der These zustimmt, dass Wahrnehmung als ausgezeichnete rechtfertigungsrelevanter Weltbezug *ohne* Begriffe blind ist. Begriffe *vermitteln* doch dann offensichtlich irgendwie den Weltbezug und damit die Weisen wie sich Überzeugungen auf die Welt beziehen, nämlich die des Wahrmachens und die des Falschmachens. Wie können sich aber dann die propositionalen Gehalte der Überzeugungen *in Folge* des Weltbezugs einstellen? Das verstehe ich auch dann nicht, wenn W. davon redet, dass wir die Wahrnehmung unter Abwendung dieses Einwands genauso wie im Fall der Überzeugungen als *sekundäre* Größe verstehen sollten, die zwei unterschiedliche Arten von Fällen umfasst: „Einerseits Fälle, in denen jemand tatsächlich wahrnimmt, daß *p* [...] und andere Fälle von Wahrnehmungsirrtümern und Täuschungen, in denen es jemandem perzeptuell nur so erscheint, als wäre es der Fall, daß *p*“ (vgl. S. 286). Damit ist mir erstens immer noch nicht klar, woher die Propositionen kommen sollen (holistisches Begriffscluster hin oder her) und zweitens welche Rolle sie nun im Weltzugang haben. Man könnte den Erwerb der Überzeugungen begrifflichen Inhalts, so wie das etwa Michael Esfeld getan hat (*Holismus, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002*), systematisch mit dem Erlernen einer Sprache in Zusammenhang bringen. Nach dieser Konzeption führt dann aber zunächst kein direkter und somit unmittelbarer Weg von unserem

Zugang zur Welt zu den Überzeugungen begrifflichen Inhalts. Esfeld selbst gelangt jedoch trotzdem zu einem Begriff des direkten Realismus. Dieser begrenzt sich allerdings auf die kausalen Beschränkungen, die von der Wirklichkeit ausgehen, gelangt aber nicht wie W. mit AR zu einem starken Begriff von der Denkunabhängigkeit der Welt, oder kurz: einem Begriff von realen Essenzen. Während man bei Esfeld nicht Klarheit darüber gewinnt, welchen Status denn nun genau die kausalen Beschränkungen der Wirklichkeit haben sollen, wenn nicht den einer realen Essenz, so wird bei W. nicht klar, wie die mit AR behauptete Denkunabhängigkeit trotz der notwendigen begrifflichen Vermittlung unseres mentalen Zugangs zur Welt gewahrt bleiben soll. Bezeuge ich absolutes Missverständnis für W.s Konzeption, wenn ich im Rekurs auf Putnams Argument von der Begriffsrelativität auf eine unhintergehbare Abhängigkeit des Weltbezugs vom epistemischen Umfang von Begriffen hinweise, die zu einander in kontradiktorischer Spannung stehen und sich nicht in einem übergeordneten Begriffsrahmen auflösen lassen?

Damit ist ein zweiter Problembereich berührt. Wodurch ist eigentlich die Abgrenzung zwischen dem Bereich der Alltagsobjekte im Unterschied zu den Objekten der Wissenschaft motiviert? Ist z.B. der geschlechtliche Körper ein Alltags- oder ein wissenschaftliches Objekt? Auf das Abgrenzungsproblem einzugehen, scheint mir deswegen berechtigt, weil so klar gestellt werden könnte, ob sich W.s Antwort auf die beiden folgenden Beispiele unterscheiden, die von Putnam zu Gunsten des Arguments von der Begriffsrelativität angeführt werden: Nach dem ersten Beispiel führen wir jemanden in einen Raum und fragen ihn: Wie viele Gegenstände befinden sich in diesem Raum? Er antwortet: Fünf, nämlich ein Tisch, ein Buch, eine Lampe, ein Stift und ein Stuhl. Aber was ist mit uns beiden, den Seiten des Buches, der Glühbirne? Beim zweiten Beispiel geht es um die Newtonsche Welt. Diese könnte man so beschreiben, dass es in dieser Welt eine Fernwirkung zwischen Teilchen gibt. Sie könnten aber auch so beschrieben werden, dass in dieser Welt die Teilchen dadurch aufeinander wirken, dass sie auf dazwischen liegende Kraftfelder einwirken. Die Frage nach der Existenz solcher Kraftfelder lässt sich nach Putnam nicht unabhängig von unserer Entscheidung beantworten, welche Begriffe wir bei der Beschreibung der relevanten Phänomenbereiche verwenden wollen. Man könnte meinen, dass diese Beispiele nur die triviale moderne Einsicht befördern, dass wir unabhängig von einer Sprache nicht über die denkunabhängige Wirklichkeit sprechen können, weil diese Wirklichkeit sich nicht selbst beschreibt. Die Pointe scheint mir aber genau dann in eine andere Richtung zu zeigen, wenn man sich Fälle vor Augen führt, bei denen Begriffe sich widersprechen und sich diese Kontradiktion nicht auflösen lässt. Hilft hier eine disjunktive Konzeption weiter, um der *Vermittlungsrolle* des begrifflichen Anteils in unserem mentalen Zugang zur Welt einen derartigen Rang abzusprechen, demnach unterschiedlicher begrifflicher Anteil den mentalen Zugang sogar dahingehend modifizieren kann, dass die Zahl der Entitäten, die unter einen empirisch intendierten Begriff fallen, trotz desselben intendierten Gegenstandsbereichs variieren kann? Damit wird nicht bestritten, dass wir dann, wenn wir ein Begriffssystem gewählt haben, die Wirklichkeit unserer Aussagen entweder *wahr oder falsch* ist, und zwar deswegen, weil *p* der Fall ist oder nicht. Damit wird m.E. nicht behauptet, dass die so eingestandene epistemische Vermittlungsrolle auf die These festlegt, unsere Bezugnahme auf einen realen Gegenstand bestehe darin, dass es ein mentales Vorkommnis gibt, das seinerseits in einer bestimmten Beziehung zum fraglichen Gegenstand steht. Es legt auch nicht auf die These fest, dass wir nicht feststellen, worauf sich unsere Gedanken und Wahrnehmungen beziehen, indem wir zunächst bestimmte Merkmale in unserem Geist bemerken und dadurch erfahren, dass wir an ein Objekt denken, auf das die Merkmale zutreffen. Eine Unmittelbarkeit in Abhebung von diesen Thesen besteht also in der Tat (vgl. S. 104). Fraglich ist nur, ob die eingestandene Vermittlungsrolle des begrifflichen Anteils an unserem mentalen Zugang zur Wirklichkeit nicht doch AR herausfordert.

Jedem Teilnehmer in der deutschsprachigen Realismusdebatte muss W.s Beitrag als Pflichtlektüre aufgegeben sein. Die Argumentation ist überschaubar, wenn auch anspruchsvoll. Das Argumentationsniveau sichert aber einen angemessenen Einstieg in die Problematik. Kapitel eins bis drei eignen sich als Ergänzungslektüre in Hauptseminaren und ließen sich durch Originalbeiträge ergänzen wie sie etwa W. an anderer Stelle in deutscher Übersetzung gesammelt hat (vgl. *Realismus, Paderborn 2000*). Kapitel vier und fünf sind wohl sachgemäßer eher in Ober- und Forschungsseminaren zu diskutieren.

Jörg Hermann Fehige, Frankfurt am Main